

# Die bunte Welt

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **2 (1926)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





Moderne Scheitelfrisur mit Blumensanarritur

## DIE BUNTE WELT

### Die Entstehung des Schmucks

Der Schmucktrieb im Menschen ist eine so starke und ursprüngliche Leidenschaft, daß er sich schon im Kinde äußert und durch das ganze Leben anhält, wie wir tagtäglich an der Leidenschaft sehen können, mit der jede Neuheit der Mode aufgenommen wird, mit der man Verschönerungssalons besucht und sich Kasteiungen auferlegt, um schön zu erscheinen. Deshalb findet sich der Schmucktrieb auch schon in den Anfängen menschlicher Kultur, und man hat gar nicht nötig, wie es Ethnologen getan haben, äußere Anlässe in den Vordergrund zu stellen, um die Entstehung des Schmuckes zu erklären. Der Trieb ist die Wurzel, wenn auch freilich bei der Ausgestaltung des Schmuckes so manche soziologischen und praktischen Bedürfnisse mitgesprochen haben. Es gibt auch Tiere, die es lieben, glänzende Gegenstände zu sammeln, und die bunten Zierden, die besonders den männlichen Teil der Tierwelt auszeichnen, mußten den Naturmenschen zur Nachahmung anlocken. Es ist ja bezeichnend, daß der Hauptträger des primitiven Schmucks der Mann ist, während die Frau erst später ihr Teil der Verschönerung für sich in Anspruch nahm und heute darin das stärkere Geschlecht so sehr übertrifft. Als die früheste Form der Verzierung hat man das Besmieren und Anmalen des Körpers mit Farbstoffen bezeichnet. Die australischen Ureinwohner, die noch auf einer vorgeschichtlichen Kulturstufe stehen, haben das Bemalen des Gesichts reich ausgebildet, und man kann hier eine Nachahmung der in der Natur sich darbietenden Ornamente feststellen, so z. B. in den brillenartigen Rändern um die Augenhöhlen, in den Flecken und Tupfen, die an Schlangenhaut erinnern. Sehr bald kam der Mensch auch darauf, seine Gefühle in solchem Schmuck auszudrücken, z. B. die Kampflust in der roten Kriegsbemalung, die Trauer in dem kalten Weiß der Begräbnistracht. Der Schmucktrieb, durch den der Mensch sich selbst verschönerte, ging in diesen Zeiten mit der frühesten Verzierung von Geräten und Waffen parallel, und so wird der Mensch auch bald zu dem Ritzen der Haut mit Stein und Muschelscherben, wodurch Schmucknarben entstanden, gekommen sein. Die ältesten Spuren von gekerbten Geweihstücken finden sich in der letzten Epoche der Eiszeit, und damals mag man auch jene kunstvollen Körperverzierungen und Tätowierungen begonnen haben, wie sie sich noch heute z. B. bei den Neuseeländern finden.

Das Behängen mit Schmuckstücken folgte diesen ältesten Formen, und es war ein großer Entwicklungsschritt, indem dadurch der Schmuck gleichsam außerhalb des Menschen verlegt wurde und als Teil seiner Kleidung erschien. Von diesem Moment an sind Schmuck und Tracht aufs engste miteinander verknüpft. Man hat die Gewohnheit, Ringe anzulegen, auf die Sitte mancher Naturvölker zurückgeführt, die Arm- und Beinmuskeln einzuschneiden, um sie

dadurch zu stärken. Ebenso hat man das Gürteltragen aus der uralten Sitte des Schmuckriemens deuten wollen, den ja schon sehr früh der Mensch in schlechten Zeiten immer fester anzog, um den quälenden Hunger weniger zu verspüren. Im Gürtel trug man auch Gegenstände, sogar im durchbohrten Ohr, wovon die Ohrhinge abgeleitet werden. Aber noch andere Dinge führten zum Anhängen von Schmuckstücken. Da sprach die Religion mit, die den Menschen empfahl, Amulette zur Abwehr bösen Zaubers zu tragen. Der Krieger behängte sich mit Teilen seiner Beute, der reiche Mann wollte möglichst viel von seinem Besitztum zeigen, wie es ja noch heute bei der aufdringlichen Schmuckhäufung der Neureichen der Fall ist. Deutliche Ziergehänge lassen sich zuerst gegen Ende der großen Eiszeit Europas feststellen. Daß sie bereits eine Fortentwicklung des Schmucktriebes bedeuten, ergibt sich daraus, daß die sehr primitiven Uraustralier noch wenig Sinn dafür zeigten und Reifen um den Leib sowie Halschmüre erst von Norden her durch die Melanesier bei ihnen eingeführt wurden.

## Ballseason 1926



Kleine Ponyfrisur mit Stämmlockchen

Die Papuanen lassen dann einen weiteren Schritt in der Entwicklung des Schmuckes erkennen. Bei ihnen werden alle möglichen Tierzähne und Federn, Schnecken- und Muschelschalen, Haarbüschel und Knochen, Pflanzensamen und Blumen zur Zierde verwendet. Auch das Haar bot Anlaß zur Verzierung; so begegnet uns bei den Neuholländern die Pflege des Bartes, und bei den Melanesiern trägt man einen riesigen «Wuschelkopf», der nach der Erfindung des Kammes in der abenteuerlichsten Weise ausgestaltet wird. Andererseits beginnt im Gegensatz dazu das Entfernen der Haare zu Schmuckzwecken. Sogar die Frauen befreien sich in Australien und Afrika von jedem Kopfhaar, wofür auch dort Gründe der Bequemlichkeit angeführt werden, wie von unseren Damen beim Bubikopf. Eine weitere «Verfeinerung» des Schmuckes ist das Durchbohren der Lippen und Nase, in denen dicke Pföcke getragen werden, so z. B. bei den südamerikanischen Bötchuden. Je höher die Kultur wird, desto mehr entfernt sich der Schmuck von der Natur, und man begegnet dann solchen Entartungen, wie der künstlichen Umgestaltung des Kopfes, indem der noch weiche Säuglingsschädel zwischen Bretter gepreßt und zu viereckigen, scheiben- oder kegelförmigen Formen umgestaltet wird. An solchen Verstümmelungen oder Verunstaltungen ist ja die Mode immer reich gewesen, von den Klumpfüßen der Chinesinnen bis zu den Einschnürungen der Wespentailen unserer Damen.

### Seltene Fische

Das stumme Reich der Fische, wie es irrig genannt wird, birgt eine gar stattliche Zahl seltener Käuze, die für den aufmerksamen Be-

obachter durchaus nicht stumm sind, sondern eine merkwürdige Sprache sprechen. Denn es gibt, wie ein eben erschienenes Buch des Vorstehers des Londoner Aquariums E. C. Boulenger «Seltene Fische» erzählt, mehr Dinge in den Tiefen des Meeres, als sich der Mensch bisher träumen ließ. Unter den wunderbaren menschlichen Eigenschaften, die manchen Vertretern der Fische eignen, ist die Fähigkeit, artikulierte Töne hervorzubringen, gewiß eine der merkwürdigsten. So haust in den Meeren der südamerikanischen Küste eine Abart des Meerwolves, die wie ein Hund bellt und deren Stimme in einer Entfernung von 30–40 Meter deutlich erkennbar ist. Der Knurrhahn kann grunzen wie ein Schwein, der Klumpfisch bringt ein dem Knirschen der Zähne vergleichbares Geräusch hervor, während ein Schmelzschupper einen klaren, glockenähnlichen Ton erklingen läßt. Und diese seltsame Welt der Fische erweckt ein um so lebhafteres Interesse bei den Menschen, da man in ihren Vertretern die Wurzeln des menschlichen Stammbaumes erkannt hat. Denn von den 10,000 heute lebenden Fischarten sind die mit einem knorpeligen Skelett versehenen, wie die Haifische, Dornhaie und Glattrochen, nicht nur die Stammväter der höher organisierten Fische, wie des Lachses, des Barsches oder des Weißflings, sondern auch die Ahnen aller Wirbeltiere. Manche Fische haben noch den Zusammenhang mit den Landtieren in ihrer Lebensweise bewahrt, indem sie ebenso auf dem Festland wie im Wasser heimisch sind. Selbst der gemeine Aal macht lange Festlandreisen, und von dem springenden Stüchling, der an der Mündung mancher afrikanischer und asiatischer Flüsse gefunden wird, kann man sogar sagen, daß er gehen könne. Denn zur Zeit

ten Wanderungen, die die Aale und Lachse von und zu ihren Laichplätzen zurücklegen. Der Laichplatz der Aale wurde nach langem Suchen jetzt im Südosten von Bermuda festgestellt, wo das Wasser eine Tiefe von fast 7000 Metern aufweist.

### Der Roman eines Aristokraten

Wohl kaum eine Volksklasse hat nach dem Kriege so gewaltig umlernen müssen, wie der Adel. Es galt, sich auf ganz neue Verhältnisse umzustellen. Die einen trugen der neuen Zeit kurz entschlossen Rechnung und traten in die bürgerliche Welt ein, die anderen — glücklicherweise ein sehr viel kleinerer Kreis — suchten in allerlei Spekulationen und Abenteuern ihr Heil, um der Notwendigkeit, in gut bürgerlicher Weise ihren Lebensunterhalt zu erwerben, zu entgehen. Ein letztes Geschäfte wollte der österreichische Graf Auersperg (Roderich), der Sproß eines der vornehmsten österreichischen Adelsgeschlechter, mit seinem gräflichen Namen machen, um dann in der neuen Welt sorglos von den Erträgen dieses Geschäftes zu leben. Ein böhmischer Großkaufmann hätte gern eine Erzieherin geheiratet, in die er sterblich verliebt war, aber sein Vater, durch seinen neuerworbenen Reichtum ehrgeizig gemacht, bestand darauf, daß sein Sohn eine Frau mit adeligem Namen in seine Familie einführe. Was machte man? Man gewann den Grafen Auersperg dazu, die Erzieherin durch seine Heirat, der die Scheidung auf dem Fuße folgte, zur Gräfin Auersperg zu machen. Im übrigen mußte er versprechen, sofort nach der Heirat nach Amerika abzureisen — mit einem ordentlichen Keizer Geld in der Tasche natürlich — und keinerlei Ansprüche mehr an seine «Gattin» zu erheben. Und so geschah es denn auch. Der böhmische Großkaufmann heiratete die «Gräfin», und der Graf reiste nach Buenos Aires. Aber man muß das Geld nicht nur in der Tasche haben, sondern man muß auch verstehen, es zu verwalten und zu «strecken». Und das verstand der Graf nicht. Es dauerte keine drei Jahre, da war sein Vermögen weg, und er mußte, um sein Leben zu fristen, die niedrigsten Stellungen annehmen. Schließlich fand er eine Dauerstellung als Hausdiener in einem Kloster. Nach weiteren drei Jahren hoffte er soviel erspart zu haben, um die Heimreise antreten und sich in der Heimat eine Existenz gründen zu können. Aber es kam anders. Er wurde von einem Schläge geführt und einseitig gelähmt, außerdem der Sprache vollständig beraubt. Nun mußte sich die Behörde seiner annehmen. Da er aber ein Ausländer war, wandte sich die argentinische Regierung an die österreichische Regierung und verlangte die Abholung des unerwünschten Einwanderers. Und die österreichische Regierung ist nun dabei, Nachforschungen anzustellen, wer zum Unterhalt des erwerbsunfähigen Grafen verpflichtet ist. Sie hat sich sowohl an seine geschiedene Frau wie an seine Familie gewandt, die sich natürlich längst von ihm losgesagt hat. Ob mit Glück?



Scheitelpf mit Seitenlockchen und Goldschmuck

## und die weiße Berücke

der zurückweichenden Flut marschiert er in einer seltsam würdevollen Weise, den Kopf hoch erhoben, in dem Schlamm umher, indem er die vorderen Flossen bei jedem Schritt etwa 1 1/2 Centimeter vorwärts bewegt. Ab und zu macht er einen kleinen Sprung, aber wenn er von einem Feinde verfolgt wird, so springt er, wie sein Name besagt, indem er sich durch das Zusammenrollen der Schwanzflosse emporschleudert, in einem mächtigen Satz über eine Strecke von mehr als ein Meter. Ein anderer Wasserbewohner ist der kletternde Barsch, der auf die Bäume klettern kann. Er besitzt ein seltsames Organ zu beiden Seiten des Kopfes, das es ihm ermöglicht, einen Wasservorrat mit sich zu nehmen und so seine Kiemen feucht zu erhalten, während er übers Land reist. Von diesem merkwürdigen Geschöpf hat schon ein Beobachter vor mehr als 1000 Jahren berichtet, aber die Wahrheit seiner Erzählungen ist erst durch die neueste Forschung bestätigt worden, als ein deutscher Reisender einen dieser Gesellen 1 1/2 Meter über dem Erdboden eine Palme emporklettern sah. Allgemein bekannt sind die wei-



Phantasieperücke aus echtem Haar